



Verantwortl. Redakteur: Anton Stehle.
 Druck u. Verlag des „Düsseldorfer Volksblatt“,
 W. m. S. H., beide in Düsseldorf.

Gratis-Beilage zum „Düsseldorfer Volksblatt“.

(Nachdruck der einzelnen Artikel verboten.)

Zweiter Sonntag im Advent.

Evangelium nach dem heiligen Mathäus 11, 2-11. „In jener Zeit, als Johannes die Worte Christi im Gefängnisse hörte, sandte er zwei aus seinen Jüngern, und ließ ihm sagen: Bist du es, der da kommen soll, oder sollen wir auf einen andern warten? Und Jesus antwortete und sprach zu ihnen: Gehet hin und verkündigt dem Johannes, was ihr gehört und gesehen habet. Die Blinden sehen, die Lahmen gehen, die Aussätzigen werden gereinigt, die Tauben hören, die Toten stehen auf, den Armen wird das Evangelium gepredigt. Und heilig ist, wer sich an mir nicht ärgert. Als aber diese hinweggingen, fing Jesus an, zu dem Volke von Johannes zu reden: Was seid ihr in die Wüste hinausgegangen zu sehen? Ein Rohr, das vom Winde hin und her getrieben wird? Oder was seid ihr hinausgegangen zu sehen? Einen Menschen, mit weichen Kleidern angethan? Siehe, die da weiche Kleider tragen, sind in den Häusern der Adäige. Oder was seid ihr hinausgegangen, zu sehen? Einen Propheten? Ja, ich sage euch, er ist noch mehr als ein Prophet. Denn dieser ist's, von dem geschrieben steht: Siehe, ich sende meinen Engel vor deinem Angesichte her, der deinen Weg vor dir bereiten soll.“

Adventsgedanken.

Die Menschwerdung des Sohnes Gottes ist der Quell aller Gnaden, die vom Himmel aus über die Menschheit ausströmen. Auf diesen Quell die schmachtende Menschheit hinzuweisen, war im alten Bunde die Aufgabe der Propheten. Zu di sem Quell des ewigen Heils uns, lieber Leser, alljährlich von neuem hinzuleiten, läßt die Kirche des Neuen Bundes uns an der Hand des größten Propheten, des hl. Vorläufers Johannes, durch die Adventszeit in das heilige Christfest führen.

Und wir befinden uns bereits auf diesem Wege. Mit der Feier des Festes der unbefleckten Empfängnis Mariä wird der Morgenstern aufgehen, der uns die nahende „Sonne der Gerechtigkeit“ ankündigt; das Erscheinen dieses „Morgensterns“ am kirchlichen Himmel soll unser heiliges Verlangen nach der geistigen Ankunft des Welterlösers steigern, damit das Hochfest Seiner Geburt ein wahrhaft gesegnetes und gnadenvolles für uns werde.

Wie bringen die meisten Christen die Adventszeit zu? Die Ereignisse des täglichen Lebens nehmen ihre ganze Aufmerksamkeit in Anspruch; auch wenn diese Dinge noch so weit ab liegen und sie gar nichts angehen, so widmen sie ihnen doch ihr reges Interesse. Wie viele Stunden der Wochen werden nicht auf das Zeitunglesen verwendet! Und was wird mit besonderer Vorliebe in den Zeitungen gelesen? Ich weine, gerade diejenigen Mitteilungen und Nachrichten, auf deren Abdruck die Schriftleitungen sehr gern verzichten würden, wenn es nach ihrem Sinn ginge. Deshalb machen wir auch die Erfahrung, daß gerade die sog. farblosen Blätter so viele Leser finden, weil sie das als Hauptsache behandeln, was

nur als Nebensache angesehen und behandelt werden dürfte. Wie muß aber der Katholik verfluchen, der seine Erholung oder gar seine ganze geistige Nahrung während der Ruhestunden der Arbeitswoche in solcher Lektüre sucht! Die Handpostille, die noch vor mehreren Jahrzehnten in vielen katholischen Häusern einen Ehrenplatz behauptete, die namentlich in der Advents- und in der Fastenzeit fleißig gelesen wurde, — sie wird bald nur noch dem Namen nach bekannt sein. Und welch' herrliche Belehrungen und welch' unschätzbare Ratsschläge und Mahnungen nahmen unsere Väter aus diesem kostbaren Buche entgegen. Wie leicht wurde es ihnen deshalb auch, die Adventszeit im Geiste unserer heiligen Kirche zu durchleben. Die Christen unserer Tage gleichen zum großen Teile jenen Jungfrauen des Evangeliums, die vom Herrn als thöricht bezeichnet wurden: sie hatten sich um viele Dinge bekümmert — vielleicht größtenteils um Dinge, die für gar nichts angingen — aber an das ein. Mit wenigen hatten sie gar nicht gedacht. Als der Bräutigam sie fand, unvorbereitet, ohne Oel in den Lampen, hieß es streng: „Ich kenne euch nicht!“

Der gefeierte Volkschriftsteller Alban Stolz schreibt in seiner Heiligen-Legende („der christliche Sternhimmel“) unter dem 3. April über drei heilige Schwestern, die in all' ihrer freien Zeit sich mit dem Lesen der hl. Schriften beschäftigten. Ihre Namen entsprachen ihrem Leben: Agape bezeichnet die reine Liebe, Chiona die Schneeweise und Irene die Friedsamkeit; sie erlitten den Martertod für ihren christlichen Glauben im Jahre 304 unter dem Kaiser Diokletian. Dieser wütende Verfolger des christlichen Glaubens hatte insbesondere auch bestimmt, daß alle heiligen

Kirchenkalender.

Sonntag, 7. Dezember. Zweiter Sonntag im Advent. Amrosius, Kirchenlehrer. Evangelium Mathäus 11, 2-10. Epistel: Römer 15, 4-13. ● St. Andreas: Fest unseres Pfarrpatron des hl. Apostel Andreas, morgens 9 Uhr feierliches Hochamt, nachmittags 4 Uhr Festpredigt, Komplet, Umzug durch die Kirche und Te deum. ● Maria Himmelfahrts-Pfarrkirche: hl. Kommunion der Mädchen. ● St. Martinus: Um 1/8 Uhr gem. hl. Kommunion für die Schule an der Martinus, nachmittags 2 Uhr Kinderbeicht, abends 6 Uhr Predigt zur Eröffnung der christl. Exercitien für Frauen und Jungfrauen. ● St. Anna-Stift: für die mar. Dienstmädchen-Kongregation während der hl. Messe um 6 Uhr gem. hl. Kommunion, nachmittags 6 Uhr Vortrag und Andacht verbunden mit feierlicher Aufnahme neuer Mitglieder.

Montag, 8. Dezember. Mariä Empfängnis, Gebotener Feiertag. Evangelium Lukas 1, 26-28. Epistel: Sprüche Salomons 8, 22-35. ● Maria Himmelfahrts-Pfarrkirche: hl. Kommunion und Versammlung der Jungfrauen-Kongregation. ● St. Martinus: Um 1/8 Uhr gem. hl. Kommunion für die Schule an der Nachterstr., um 1/9 Uhr gem. hl. Kommunion für die Schule an der Neuherrstr.; heute und die folgende Wochentage finden nachmittags 1/3 und abends 8 Uhr die Predigten für die geistlichen Exercitien der Frauen und Jungfrauen statt, jedesmal abends 8 Uhr beginnend mit gest. Rosenkranz-Andacht und am Schluß sakramentaler Segen. ● St. Anna-Stift: nachmittags 4 Uhr Festpredigt.

(Fortsetzung siehe letzte Seite.)

Schriften verbrannt werden sollten. Die drei Schwestern, deren Väter und deren Ehemänner Heiden waren, zeigten sich sogleich fest entschlossen, auf keinen Fall ihren Glauben zu verleugnen; sie wollten aber auch pfllichtgemäß ihr Leben so lange erhalten, als es ohne Sünde geschehen konnte. Sie verließen daher ihre Heimat, ihre Verwandten, ihre Güter, nahmen ihre hl. Schriften mit und verbargen sich auf den höchsten Berge. Nach einiger Zeit kehrten sie wieder in die Heimat zurück, vielleicht in der Meinung, daß nun wieder mehr Sicherheit sei. Was ihnen hier am meisten Kummer machte, war der Umstand, daß sie nicht mehr ungehindert in den hl. Schriften lesen konnten, weil sie besorgen mußten, von ihren eigenen heidnischen Ehemännern angezeigt zu werden. Ungeachtet ihrer Vorsicht wurden sie endlich doch entdeckt und gefänglich eingezogen. Bei der Haus-suchung fand sich eine große Anzahl von religiösen Schriften, die bekanntlich damals — und bis zum 15. Jahrhundert hin — durch Abschreiben mühsam vervielfältigt wurden. Bei dem richterlichen Verhöre erklärte Irene u. a.: „Wir lassen uns lieber lebendig verbrennen, als daß wir die göttlichen Schriften ausliefern und dadurch Verräter an Gott werden!“ Und auf die Frage des Richters, ob auch andere Personen von diesen Büchern gewußt hätten, antwortete die heilige Glaubenszeugin: „Wir hielten die Bücher sorgsam verborgen und trugen sie nirgends hin, selbst unsere Dienerschaft durfte das Geheimnis nicht wissen wegen der Gefahr, sie möchten eine Anzeige erstatten. Gerade dies war für uns ein beständiger Schmerz, daß wir diese Bücher nicht Tag und Nacht lesen konnten, wie damals, wo das kaiserliche Verbot noch nicht ergangen war.“

Wir sehen hier drei Frauen, die mit solchem Eifer die hl. Schrift und andere religiöse Bücher lasen und bewahrten, daß sie sich deshalb der größten Gefahr aussetzten. Nur heimlich konnten sie darin lesen, weil sie vor ihren eigenen Männern und Dienstboten nicht sicher waren; die Todesstrafe stand darauf, wenn bei Jemanden die hl. Schrift gefunden wurde. Aber gerade aus dem fleißigen Lesen in jenen christlichen Büchern schöpften sie den bewunderungswürdigen Mut, daß sie den Martertod für ihren heiligen Glauben starben.

Man kann schon — sagt derselbe A. Stolz — die Gesinnung und den Charakter eines Menschen daran erkennen, was für Schriften er am liebsten liest, und diese Schriften sind dann für ihn, was das Öl für die Lampe ist: sie verstärken und befestigen ihn in dieser Gesinnung noch mehr. Bist du wirklich religiös, so wirst du auch am liebsten — oder wenigstens doch gern und häufig — in religiösen Schriften lesen und wirst dadurch in Deinem religiösen Leben noch mehr gefestigt. Bist du aber ein Weltkud, so wirst du am liebsten Romane, Poesien und solche Schriften und Zeitungen lesen, die dem Unglauben und der religiösen Gleichgültigkeit dienen; so viel ist sicher: schlechte Lektüre verdirbt den Menschen ebenso sicher, wie schlechter Umgang.

Wie steht es mit Dir, lieber Leser? Bist Du auch zuweilen eine religiöse Schrift, ein religiöses Buch, ein christliches Blatt? Wenn nicht — so scheint mir gerade die hl. Adventszeit vorzüglich geeignet, um endlich damit anzufangen.

Influenza und Diphtherie.
Von Dr. med. Th. Höveln.

Dem unfremdlichen Sommer folgte ein früher kalter Herbst und diesem soll nach der Prophezeiung hervorragender Meteorologen ein sehr kalter Winter folgen, so kalt, wie es in den letzten fünfzig Jahren keinen gab. Da heißt es auf der Hut sein und sich besonders körperlich abhärten, um sich gegen so abnorme Witterungsverhältnisse zu schützen. Leider zeigen sich jetzt schon die Folgen der ungünstigen

Witterung, die das Jahr 1902 bis heute charakterisierte.

Die beiden bösen Epidemien Influenza und Diphtherie herrschen heute leider wieder in bedenklichem Grade.

Die unangenehme Influenza ist zwar schon eine recht alte und vor Jahrhunderten schon bekannt gewesene Krankheit, aber erst im Jahre 1892 haben Berliner Aerzte den Influenzabacillus entdeckt. Viel geholfen hat die Entdeckung des ansteckenden Bacillus zwar nicht, aber es ist doch immer gut, wenn man seinen Feind richtig erkennt. Dieses scheint auch die englische Regierung zu denken, die einem Feind zu Leibe gehen will, der in ihrem Mutterlande immer mehr Opfer fordert. Dieser schlimme Feind ist die Krebskrankheit. Die englische Regierung hat dem Entdecker des Krebs-Bacillus die Summe von 4 Millionen Mark zugesichert. Die Bakteriologen aller Länder sind daher emsig bemüht, diesen Krebs-Bacillus zu finden.

Die unangenehme Influenza, die unter den Erwachsenen zur Zeit wüthet, beginnt stets mit Fiebererregungen und mit Kopfschmerzen in der Stirngegend. Dann folgen bald große Mattigkeit und Arbeitsunlust. Sobald diese Zeichen vorhanden sind, sollte der Betroffene sich ins Bett legen und die Hautausdünstung durch reichliches Trinken warmer Getränke, namentlich von Hlieder- oder Kamillenthee, befördern. Gegen die Kopf- und Glieder-schmerzen helfen Gaben von Antipyrin oder Phenacetin, zweimal täglich 0,5 bis 1,0. Wer diese Vorsichtsmaßregeln vernachlässigt, verschlimmert leicht sein Leiden, denn gerade die Influenza liebt Komplikationen, das heißt, sie ruft andere Krankheiten hervor, am liebsten Lungenentzündung und Lungenschlag.

Bei der Influenza wie bei der Diphtherie kann der Ansteckungsstoff sowohl durch direkte Uebertragung als auch durch Gegenstände mitgeteilt werden. Besonders schlimm aber ist der Diphtherie-Bacillus; er haftet an allen möglichen Gegenständen und verbreitet sich so noch nach langer Zeit. Es giebt keinen Bacillus, der sich länger in Wohnungen, Möbeln und Kleidern halten kann, als der Diphtherie-Bacillus. Da er auch durch die Luft übertragbar ist, so steigt er in geheizten Häusern mit der warmen Luft nach oben. Es empfiehlt sich daher, die an Diphtherie Erkrankten nur in den obersten Räumen unterzubringen und dort zu pflegen.

Die Diphtheritis befallt meist nur zart organisierte oder schlecht genährte Kinder, wenn auch Erwachsene nicht immer gegen sie geschützt sind.

Der schlimmste Ansteckungsstoff wird besonders von katarrhalisch, durch Erkältungen gereizten Schleimhäuten aufgenommen. Daher sind Kinder bei Diphtheritis-Epidemien sorgfältig vor Erkältungen zu hüten, und jeder vorhandene Katarrh, mag er noch so leicht sein, ist mit größter Sorgfalt zu behandeln. Gesunde Kinder sollten, wenn eben möglich, aus einem Hause, wo die Diphtherie herrscht, entfernt werden. Die Diphtheritis beginnt in der Regel mit warnenden Vorböten und da zur Rettung des Kindes ein frühzeitiges ärztliches Einschreiten von höchster Wichtigkeit ist, so empfiehlt es sich sehr, den Charakter der bösen Epidemie genau zu kennen.

Stellt sich bei einem Kinde Unwohlsein mit Frösteln, fliegender Hitze und verdrießlichem, mürrischem Wesen ein, so muß man sich auf den Ausbruch der Diphtheritis vorbereiten.

Fehlen ausnahmsweise einmal diese Vorböten, so hat man seine Aufmerksamkeit auf die lokalen Erscheinungen zu richten. Trägt ein Kind den Diphtherie-Bacillus in sich, so treten nach zwei bis drei Tagen die Zeichen davon im Halse deutlich hervor. Es entstehen Steifheit, Hitze, Schmerz und Rauigkeit im Halse, dann folgen Schlingbeschwerden und Anschwellung der Halsdrüsen. Sehr bald, oft schon nach einem Tage, erscheinen auf der Schleimhaut des Schlundes und der Mandeln

unregelmäßige, weiße oder graue, scheinige Flecken, die mehr und mehr zusammenfließen und sich bald in häutiger Form ablösen.

Ein untrügliches, charakteristisches Zeichen, daß man es wirklich mit der schlimmen Diphtheritis zu tun hat, ist dieses, daß die weißlichen Flecken sich nicht wegstreichen lassen. Entfernt man sie mit Gewalt, so bleibt eine Wunde, leicht blutende Stelle zurück.

Sobald sich diese Vorböten zeigen, ist sofort nach ärztlicher Hilfe zu senden.

Ueberläßt man die erwähnten Flecke sich selbst, so zerfallen sie, lösen sich ab, indem sie nichtfarbige, fäulige Geschwüre hinterlassen, welche einen sehr schlechten, feuchtigen Geruch aus dem Munde veranlassen. Pflanzt sich die Bildung dieser Ablagerungen fort, so tritt bei Kindern meist Erstication ein. Der Tod erfolgt zwischen dem dritten und siebenten Tage; Genesung tritt zwischen dem siebenten und zehnten Tage ein. Als Zeichen der Genesung gilt es, wenn im Umkreise der scheinigen Flecken eine lebhaftere Röthe entsteht, die häutigen Ausschüßungen sich lösen und ausgeworfen oder teilweise verschluckt werden; wenn die Geschwüre einen reineren Grund annehmen, der Geruch aus dem Munde abnimmt und das Schlucken leichter wird.

Nach überstandener Krankheit bleiben in einzelnen Fällen Lähmungen des Sprechapparates, der Augenmuskeln und der Beine zurück; doch darüber braucht man sich nicht zu ängstigen, sie verschwinden nach und nach von selbst.

Das wichtigste bei der Diphtheritis ist das rechtzeitige Erkennen, oder noch besser das Vorbeugen der Krankheit.

Bei herrschender Diphtherie ist es ratsam, die größeren Kinder an das Gurgeln mit desinfizierenden Lösungen zu gewöhnen, so verhütet man oft und leicht die Ansteckungsgefahr.

Solche Gurgelwasser sind folgende: 1 Gramm chlorsaures Kali auf 100 Gramm Wasser; ferner 10 Gramm Chlorwasser mit 100 Gramm destilliertem Wasser gemischt und schließlich noch 1/2 Gramm Carbolsäure (15 Tropfen) auf 100 Gramm Wasser.

Jede schwächende Behandlungsweise muß unterbleiben, namentlich jede Blutentziehung. Im Gegenteile Arzt und Laie müssen die Kräfte des Patienten durch Gaben von gutem Wein und kräftiger Nahrung zu heben suchen.

Eine höchst segensreiche Entdeckung hat uns die Kunst gebracht, nämlich das „Heilserum von Professor Behring.“

Wenn dieses Heilserum, unter die Haut gespritzt, auch nicht vollständig den gefährlichen Diphtherie-Bacillus vernichtet, so schwächt es doch die Wirkung des Giftstoffes so, daß in der Regel die Todesgefahr ausgeschlossen wird.

Wie ich den „Brenham Herald“ gründete.

Eine tragi-komische Geschichte von E. Carl-Kaemp.

„Fünf Cents der Brenham Herald, der neue Brenham Herald“, brüllte der Zeitungsjunge aus voller Lunge, ohne jedoch mit seinen Anstrengungen sonderlichen Erfolg zu erzielen.

Ich war Redakteur und Mitinhaber dieses Unternehmens und schlich verschämt schon seit dem frühen Morgen hinter dem Zungen her. Meine hochgespannten Erwartungen sanken jedoch immer tiefer und tiefer, denn bis jetzt waren ganze vier Exemplare verkauft worden.

— — — Seit ungefähr einem Jahre befand ich mich in Texas und seit acht Tagen in dem freundlichen Städtchen Brenham, an der Mittel-Texas-Linie der Santa Fe-Eisenbahn gelegen. Damals war es noch klein. Die Bewohner des Städtchens waren zum großen Teil Deutsche, und auch die Farmen in der Umgebung gehörten zumeist deutschen Familien. Dabei hatte Brenham zwar eine gute englische Zeitung, aber keine deutsche.

Kein Wunder, daß ich vollkommen einverstanden war, als mir der alte Mr. Tobias Smyth — er hatte es für notwendig gehalten,

feinen schönen deutschen Namen Schmidt zu amerikanisieren — den Vorschlag machte, mit ihm zusammen eine deutsche Zeitung in Brenham zu gründen.

„Eine deutsche Zeitung in Brenham ist ein dringendes Bedürfnis,“ sagte er, emphatisch auf den Tisch schlagend, daß die Stühle in der alten Kneipe wackelten, ich wiederhole es, ein dringendes Bedürfnis. Und der Zeitpunkt ist außerordentlich günstig für das Unternehmen. Die Baumwollenernte war ausgezeichnet; ergo haben die Leute Geld! Daß sich jeder deutscher Farmer eine deutsche Zeitung halten wird, ist selbstverständlich. Ich sage Ihnen es stecken Millionen in diesem Projekt, Millionen. Jim, noch einen Schnaps!“

Die Millionen imponierten mir. Die Hauptsache war die Kapitalfrage. Smyth hatte kein Geld. Ich hatte ganze 200 Dollars, sagte ihm aber, ich hätte nur 150 — man konnte ja nicht wissen. 200 Dollars sind ein ganzer Haufen Geld für einen jungen Kerl, der keine Ahnung hat, wo er wieder Geld herbekommen soll, wenn diese fort sind. Nun war der alte Smyth Feuer und Flamme. Zuerst der Name. „Brenham Herald“. Der war sehr schön und hatte einen poetischen Klang. Gut. Setzen und Drucken würden wir selbst; Hilfskräfte zu bezahlen wäre bei unserer großartigen Kapitaleinlage etwas schwierig gewesen. Und es ging auch so. Smyth konnte famos setzen, und ich — ich mußte es eben lernen. „Man muß alles verstehen in Malheurilla“, meinte er. Die Redaktion übernahm ich; die Lokalberichterstattung besorgten wir zusammen. Der Alte brüstete sich mit den guten Verbindungen, die er hatte. Das war ganz richtig; sie waren nur zu gut, wie ich später herausfand.

Jetzt ging es an die Arbeit. Wir mieteten ein Haus — dieses hatte früher als Ziegenstall gedient. Es bestand aus zwei Räumen, die durch eine Holzwand getrennt waren. Die fehlenden Fenster wurden durch hereingeschnittene viereckige Öffnungen ersetzt. Lustig war es, sehr lustig, aber das war für uns nur ein Vorteil bei dem heißen Klima. Das große Firmenschild fabrizierten wir selbst, indem wir ein Brett, das der alte Smyth bei einem Spaziergang „gefunden“ hatte, mit weißer Farbe ansprachen und auf diesem Untergrund mit gelbten weithin leuchtenden Buchstaben „Buchdruckerei des Brenham Herald“ malten.

Nun konnte es an die innere Einrichtung gehen. Die 150 Dollars waren für leihweise Ueberlassung einer alten Ziegelruckpresse, sowie zweier Kästen mit Lettern und anderen dazu gehörigen Kleinigkeiten bereits ausgegeben, und so blieb für die Einrichtung der Redaktion allerdings nichts mehr übrig. Jedoch auch hier schafften wir Rat. Der Besitzer der Grocery (Krämerrei) an der nächsten Ecke fand sich gegen das Versprechen einer Gratis-Anzeige bereit uns eine große und zwei kleine Kisten, die auf seinem Hofe herumlagen, abzutreten. Die große Kiste überklebten wir, nachdem die eine Längswand herausgeschlagen war, mit braunem Papier, und der Schreibtisch war fertig. Die zwei kleinen Kisten dienten als Sessel; roter Plüsch wäre allerdings hübscher gewesen; auch vermehrte man bei längerem Sitzen die Polsterung ganz bedeutend.

Nun begann meine Tätigkeit als Redakteur. Mit zwei Bleistiften und einem Notizbuch bewaffnet, besuchte ich eine Bar nach der andern und schrieb aus sämtlichen mir in die Hände fallenden Zeitungen die mir zusagenden Artikel einfach ab, dann ging es zurück und während ich die gestohlenen Leitartikel ins Deutsche übersezte, arbeitete Smyth, den unvermeidlichen Cigarrenstummel zwischen den Zähnen, im Schweiß seines Angesichts am Setzstein.

Endlich war die Ausgabe, hundert Exemplare stark, fertig. Vier davon verkauften wir, wie eingangs erzählt. Ich war tief betrübt, wenn ich an meine schönen 150 Dollars dachte.

Mit der Zeit jedoch ging es besser, und nach Verlauf von zwei Monaten hatte der „Brenham Herald“ eine Auflage von 500 Exemplaren.

Die Sache hatte aber ihren Haken. Die Zahlungsweise unserer Landabonnenten war nämlich eine höchst eigentümliche. Die Farmer, die von Haus aus geizig waren und hier in Amerika den Wert des Geldes erst recht schätzen gelernt hatten, waren nämlich durch nichts zur Herausgabe baren Geldes zu bewegen, sondern erlegten ihre Abonnementsgebühren in — Naturalien, ja manchmal sogar in lebendigen Werten, wie Hühner, Ziegen usw. Natürlich konnten wir das Zeug nicht immer gleich an den Mann bringen, und so wurde zeitweise unser Geschäftslokal seinem ursprünglichen Zwecke, dem eines Stalles, zurückgegeben. Die Schererei, die ich mit dem Verkauf von all' den Sachen hatte, ist nicht zu beschreiben. Smyth nämlich war dazu nicht zu gebrauchen; der ging höchstens in die nächste Kneipe und vermobelte die ganzen lebendigen Abonnementsgebühren für ein paar Flaschen schlechten Schnaps!

Wahrlich, unsere Abonnenten behandelten uns schlecht; die Zeitung war aber auch danach. Unsere Typen waren miserabel, und es waren auch nie genug von einer Sorte vorhanden. Oft kam es auch vor, daß wir anfangen, einen Artikel in kleine Antiqua zu setzen; dann, als die Ausgung, kam fette Borgis an die Reihe und am Ende Versalien — lauter große Buchstaben. Oft ließen wir auch eine halbe oder ganze Spalte offen für die „nicht eingetroffenen Telegramme.“

Wir schlugen uns eben so durch. Endlich aber kam doch der Krach, den ich schon lange befürchtet hatte. Daß unser „Unternehmen“ sich so lange über Wasser halten konnte, war nur der persönlichen Färbung der Lokalberichterstattung zuzuschreiben, welche Tobias Smyth besorgte. Wo er seine Lokalnachrichten hernahm, ist mir immer ein Rätsel geblieben, aber so etwas Unverschämtes war noch nie dagewesen. Die intimsten Familienangelegenheiten zerrte er unbarmherzig ans Licht der Öffentlichkeit, und es verging kaum ein Tag, an dem nicht ein wütender Bürger auf unsere Redaktion stürzte und Sühne verlangte für irgend eine schwere Beleidigung. Gewöhnlich endete die Sache damit, daß der alte Smyth furchtbare Prügel bekam — ich drückte mich immer. Und die Prügel waren jedesmal wohlverdient: gegen den „Brenham Herald“ war der „Arizona Kicker“ der reinste Waisenknecht!

Eines schönen Tages, beschuldigte Smyth mehrere angesehenen Bürger, daß sie bei einem Besuch auf einer entlegenen Farm mehreren Pferden die Erlaubnis erteilt hätten, mit ihnen zu reisen. Am Abend nach dem Erscheinen der betreffenden Nummer erschienen fünf dieser Ehrenmänner, bis an die Zähne bewaffnet, auf unserer Redaktion.

„Mr. Editor zu sprechen?“
„Zawohl, das bin ich,“ gab ich betrübt zu. „Ihr habt den Artikel von den gestohlenen Pferden geschrieben?“ war die drohende Frage.

„No, No,“ beeilte ich mich schleunigst zu erwidern; mir ahnte nichts Gutes. „Dafür ist Mr. Smyth verantwortlich.“ Mit diesen Worten wollte ich zur Tür, um meinen Socius herbeizurufen, wurde jedoch, mit vorgehaltenem Revolver, freundlichst ersucht, mich nicht zu bemühen, und die Herren begaben sich in den Nebenraum auf die Suche. Es dauerte nicht lange, so fanden sie Mr. Smyth — in der Papiertiste.

Auch ihm wurde die Frage vorgelegt, ob er der Verfasser des Artikels sei, und als er lebhaft bedauerte, sich nicht genau erinnern zu können, versetzte ihm einer der liebenswürdigen Besucher ein paar furchtbare Jagdhiebe mit einer schweren Maulknechtpeitsche. Jetzt fiel es Mr. Smyth ein, daß er die Geschichte geschrieben hatte.

Die Sache ging sehr schnell. Mr. Smyth wurde einfach vor die Wahl gestellt, sofort gehängt zu werden, oder unverzüglich Brenham für immer zu verlassen.

Er entschied für das Letztere. Er hätte eine Luftveränderung nötig, sagte er. Gegen mich hatte man zwar nichts, aber der „Brenham Herald“ war mir gründlich verleidet — ich fuhr nach St. Louis und wurde Reporter am „Globe Democrat.“

Sang- und klanglos war der „Brenham Herald“ eingeschlafen, und das bedauerndswerte Brenham ist, meines Wissens, noch jetzt ohne deutsche Zeitung!

„Dees Schreibstischle.“

Eine heitere Kriminalgeschichte von Leonhard Willers.

Gerichtsvollzieher Rupprecht war eine Seele von einem Menschen. Das könnte paradox klingen, ist es aber für diejenigen unter seinen „Klienten“, nicht, die den Mann von seinem Amt zu unterscheiden wissen. Man erzählte sich allerlei hübsche kleine Züge aus seinem Leben und seiner Amtspraxis, aus denen hervorging, daß er seines Amtes zwar mit Würde, aber ohne jegliche Härte waltete. Einige geldquellenstudierende junge Lebemänner, die im Geschäft des Pumpens sich besonders große Routine erworben, hatten ihn verschiedentlich mit Erfolg angezapft, als er sie pfänden wollte und nichts bei ihnen vorfand. Auch wurde von einigen Fällen erzählt, da er zu ganz und gar verarmten Familien mit dem Armenarzt zugleich kam. In einer solchen Wohnung aber fehlte es am Nötigsten, noch viel weniger waren Dinge da, die man hätte pfänden können — nur schmutzige, frierende und hungernde Kinder, schmierige Lumpen und altes Gerümpel. Dann hatte er in seinen Akten vermerkt: Zwangsvollstreckung fruchtlos, und nun hatten sie beide eine kleine Sammlung veranstaltet, damit Kohlen, Brot usw. ins Haus käme. Trotz dieser gemütvollen kleinen Züge war dieser „Knecht Rupprecht“, wie man ihn auch wohl nannte, bei den Erwachsenen ebenso verhaßt, wie sein Namensvetter bei den Kleinen beliebt ist — das war wegen seines Geschäfts.

Aber heute — nizeger! — fuchstufelwild war er, als er jetzt vor der Schranke des Gerichts erschien. Nicht etwa als Angeklagter — bei Leibe nicht, sondern als Nebenkläger. Denn er hatte Strafantrag gestellt, wegen Beamtenbeleidigung — zum ersten Male in seinem Leben. Das war auch eine verflixte Geschichte gewesen. Eigentlich hatte es ihn gejamert, denn so oft er auch sah, wie ein Mensch Schiffbruch gelitten, immer wieder ging es ihm zu Herzen.

Alfred Stöhr war Verkäufer in einem größeren Konfektionsgeschäft gewesen, hatte ein vorzügliches Gehalt gehabt und infolgedessen auch keine Schulden gemacht, obwohl er, wie dies einem jungen Manne in der Großstadt nicht zu verdenken ist, das Leben in vollen Zügen genoss. Freilich hatte er solcher gestalt auch keine nennenswerten Ersparrnisse gemacht. Als er fünfundzwanzig Jahre alt war, kaufte er sich eine kleine Einrichtung, Möblement für zwei Zimmer auf Abzahlung, ihm behagten die Chambres garnies nicht und da er verwöhnt war und regen Schönheitsfuss besaß, so wahr die Einrichtung sehr elegant, aber auch sehr teuer. Der Möbelschneider behielt sich das Eigentumsrecht vor, bis alles bezahlt sei. Das was aber noch lange nicht der Fall, als er ein hübsches, sehr reiches Mädchen kennen lernte, in die er sich sterblich verliebte und die seine Neigung zu erwidern schien. Auch der Vater des Mädchens hatte nichts einzuwenden, wenn er sich innerhalb eines halben Jahres selbständig mache. Dann sollte die Verlobung und nach einem weiteren Monate die Hochzeit gefeiert werden. Fränzchen nähte nun fleißig an ihrer Aussteuer, während Alfred sich eifrig nach einem Assocé umsah. Denn die Summe, mit der der Schwiegervater sich

an der Gründung des Geschäfts beteiligen wollte, reichte dazu nicht aus. Er fand auch nach längerer Zeit einen spekulativen Kopf, der nicht abgeneigt war ein solches Geschäft zu eröffnen. Alfred glaubte der Sache nicht wirksamer nützen zu können, als daß er bei der Kundschaft seines derzeitigen Chefs wirksame Propaganda machte. Für ihn unglücklicherweise kam die Sache seinem Chef zu Ohren, er zahlte ihm eines Morgens sein Gehalt bis zu jenem Tage aus und setzte ihn kurzer Hand vor die Tür. Das ließ sich Alfred ja nun nicht gefallen und klagte auf Einhaltung der Kündigungsfrist und Auszahlung seines Gehaltes bis zum Schluß des Quartals. Am Tage seiner Entlassung verkaufte und verfechtete er alles Entbehrliche und wartete seinen Prozeß ab. Aber jetzt mußte er Schulden machen — auf seinen Prozeß hin. Als er ihn aber in erster Instanz verlor, wollten die Gläubiger die zweite Instanz nicht abwarten, sondern verklagten ihn. Herr Rupprecht wurde sein ständiger Gast und ließ seine blauen Bögel sich überall niedersetzen — aber immer wurden sie von dem Besitzer der schönen eleganten Möbel wieder verschluckt. Alfred hatte unterdessen sein Brod als Kellamenschriststeller erworben. Er versandte an viele große Firmen, die sehr viel für Kellame ausgehen, kleine Feuilletons, die im Inseratenteile der Zeitung abgedruckt und von den Firmen anständig honoriert wurden. Er besaß nämlich eine bessere Bildung als die meisten seiner Standesgenossen. Er war Abiturient des Realgymnasiums und schrieb einen leichten glatten Stil. So verdiente er bald soviel, daß er seine Miete und Mobilien in Abzahlungsraten bezahlte, daher Wohnung und Einrichtung behalten und außerdem anständig leben — an Schuldenbezahlen freilich nicht denken konnte. Wenn nun „Knecht Rupprecht“ jedesmal bei ihm gewesen war, so ging Alfred, den der Verlust der Braut und des Associe's (beide hatten sich nach seiner Entlassung kalt und höflich von ihm zurückgezogen) nicht weiter bedrückte, zu seinem Möbelfabrikanten und dieser forderte die unbescheidene Gläubiger auf, die Sachen, die nicht Herrn Stöhr, sondern ihm gehörten freizugeben, was auch regelmäßig geschah. Nur einer weigerte sich und wurde vom Möbelfabrikanten auf dem Wege der Klage gezwungen, die Sache — einen hübschen zierlichen Schreibtisch freizugeben. Da zwang der rachsüchtige Gläubiger ihn zum Offenbarungseid, den Herr Stöhr kalt, lächelnd leistete. Eine Stellung durfte er ja vor der Entscheidung des Prozesses nicht annehmen — also konnte es ihm egal sein.

Auf „Dees Schreibtische“ nun hatte es der treffliche Knecht Rupprecht ganz besonders abgesehen. Eines Morgens kam er wieder zum Besuch bei Stöhr und dabei entwickelte sich folgender Dialog:

„Guten Morgen, Herr Stöhr — na, i muß Ihna halt an mal wieder besuchen. Sie wissen ja wohl, warum i komm?“

„Ja, ich weiß, aber da gehen Sie ruhig ein Haus weiter“, sagte Stöhr, der nicht übel Lust hatte, den Boten des Gerichtes an der Thür abzufertigen, „denn bei mir, das wissen S' doch, ist halt nix zu wollen.“

„Ah na — so geht das sei nit, Herr Stöhr“, sagte „Knecht Rupprecht“ gemächlich und schob sich mit Seelenruhe an dem Besitzer vorbei in die Wohnung. Diese nonchalante Art ärgerte nun Herrn Stöhr nicht wenig, denn ihm konnte ja keiner, er hatte ja manifestiert. Seine Wut steigerte sich aber, als „Knecht Rupprecht“ es sich auf dem Armstuhl vor dem Schreibtische bequem machte und seine Akten darauf ausbreitete.

„Ja aber was wollen Sie denn eigentlich hier?“ fuhr er auf.

„Pfänden“, sagte jener lakonisch und setzte dann wohlwollend hinzu: „Oder können Sie mir sechsunddreißig Mark und achtzig Pfennige bezahlen?“

„Wo denken Sie hin — ich weiß kaum noch, wie so viel Geld aussieht.“

„Na, da müssen m'r halt pfänden, — was nehm i denn mit — a, nehm' m'r halt dees Schreibtische!“

„Der Mensch, „das Schreibtische“ haben Sie schon zwei Mal gepfändet, einmal ist es gutwillig herausgegeben, das andere Mal ist der elende Knicker von Gläubiger gerichtlich gezwungen worden, es freizugeben —“

„Das tut sei' nix, i muß's pfänden. Sie sind nit der erste in Nürnberg, der sich über die Bestimmung in unserer Vorschrift geärgert hat.“

„O nein, Mann Gottes“, rief jetzt Herr Stöhr mit voller Umgekrast, „so weit kenn' ich Ihre Instruktion auch bereits, ich habe mich bei meinem Rechtsanwalt, durch die wiederholte Pfändung bereits einmal freigegebener Möbelstücke stübig geworden, danach erkundigt. Der Gerichtsvollzieher kann alles pfänden, was sich im Gewahrsam des Schuldners befindet, wenn er glaubt, daß es Eigentum des Schuldners ist; wenn er aber wohlwollend gegen den Schuldner ist, so braucht er es nicht, namentlich wenn er genau weiß, daß die vorhandenen Sachen dem Schuldner nicht gehören. Also, wenn Sie jetzt frei pfänden, grade „das Schreibtische“, wie Sie so schön sagen, verkleben, dann sind Sie nicht wohlwollend, denn wollen Sie mich schikanieren.“

„Nun will i Ihna mal was sagen, mein lieber Herr Stöhr —“

„Der Deizel ist Ihr lieber Herr Stöhr!“ „Erstens“, fuhr der andere seelenruhig fort, „hör i sehr wohl — also brauchen's net zu schreien.“

„I, das wird ja immer doller“, brüllte Stöhr, mit der geballten Faust auf den Tisch schlagend — „ich werd' doch in meiner Wohnung wohl noch so laut sprechen können, wie ich will!“

„Und zweitens — ich bin für Sie der Gerichtsvollzieher Herr Rupprecht und nicht „Mensch“, oder „Mann Gottes“, wie Sie mich vorher zu nennen, für gut fanden — und dann drittes: was Sie da von unserer Vorschrift sagen, is früher mal g'wesen. Jetzt hat unsere vorgesetzte Behörde verordnet, alles zu pfänden, was sich im Gewahrsam des Schuldners befindet — und i bin Ihnen jetzt weder wohlwollend gesinnt, noch will ich Ihna schikanieren — i schikanier überhaupt niemand net — aber i pfänd' dees Schreibtische — da — in 8 Tagen Verkaufstermin — so und nun —“

„Und nun aber raus — aber a wen'g plöylich — wenn ich bitten darf —“

„Was — Sie wollen mi — an königlichen Beamten bei Ausübung seiner Amtspflicht zur Tür rauswerfen?“

„Sie hören's ja, oder war ich nicht deutlich genug? Meinen Sie, ich glaube das, was Sie mir da erzählt haben? Ihre Behörde ist doch nicht dazu da, um —“

„Hüten's sich, a Beleidigung gegen meine Behörde auszusprechen — und jetzt werd i halt das Protokoll aufnehmen und Sie werden unterschreiben —“

„Den Deibel werde ich — und Sie, machen Sie sich nit an meinem Schreibtisch da breit oder ich vergesse mich und —“

„Na und was denn —?“

„Und werse Sie zur Tür hinaus. Erst aber fordere ich Sie noch einmal auf, verlassen Sie meine Wohnung —“

„Wenn ich fertig bin.“ —

„Raus mit Ihnen Sie Schafskopf —“

„Wa—a—ad, was war das — mir —“

„Mensch — Hallunke — ich fordere Sie jetzt zum dritten Male auf, meine Wohnung zu verlassen, sonst vergesse ich mich und vergreife mich noch an Ihnen.“

Dabei griff Stöhr wirklich nach einem Stuhl. Der Andere packte seine Akten zusammen und ging; an der Tür rief er noch wutschneidend: „Das soll Ihna teuer zu stehen kommen.“ Und vor Wut schnaubte der Beamte noch, als er von der schwachvollen Behandlung berichtete, die er von dem Angeklagten, gegen den er Strafantrag wegen Beamtenebeleidigung

gestellt, zu erdulden gehabt hatte. Der Angeklagte selbst war nicht erschienen, sondern ließ sich durch seinen Rechtsanwalt, der auch seinen Zivilprozeß führte, vertreten. Der gewandte Advokat machte alle möglichen Winkelzüge und Einwände — es half nichts, Herr Stöhr wurde wegen Beamtenebeleidigung und Widerstandes gegen die Staatsgewalt zu insgesamt sechs Monaten Gefängnis und Tragung der Kosten des Verfahrens verurteilt.

Aber des Gerichtshofes, des Nebenklägers und namentlich auch des eifrigen Verteidigers harrete noch eine eigenartige Ueberraschung. Als gerade das Urteil „Im Namen des Königs“ verkündet war, betraten, fast im nämlichen Augenblick, zwei Postboten den Gerichtssaal. Der eine handigte dem Vorsitzenden ein aus Alexandrien datiertes Telegramm aus, das nur die Worte enthielt: „Die Nürnberger heuten keinen, sie hätten ihn zuvor.“ Der andere übergab dem Verteidiger einen in Brindisi aufgegebenen Eilbrief. Derselbe lautete:

„Mein lieber Doktor!
Wenn Sie diesen Brief erhalten, bin ich im Lande der Pyramiden und habe höchstwahrscheinlich mit Ihrer Hilfe meinen Prozeß verloren. Lassen Sie sich keine grauen Haare darüber wachsen, ich werde meine Gefängnisstrafe, die ich ja ohne Gnade bekommen werde, absitzen, wenn einmal die Donau in die Pegnis fließt. Ein früherer Kollege von mir hat nämlich, wie Sie wissen müssen, vor etlichen Jahren von seinem reichen Onkel in Cairo ein ausgezeichnet gehendes Geschäft übernommen und befand sich, als mir das Unglück mit unserem guten „Knecht Rupprecht“ passierte, in der guten Stadt Hans Sachsens. Er engagierte mich mit einem glänzenden Gehalte, ich gab dem Möbelfabrikanten seine Sachen wieder beschaffte mir einen Paß, ordnete meine Militärpapiere und nach zwei Tagen, reiste ich mit ihm ab. Trösteten Sie meine Gläubiger mit Bürgers unsterblichen Worten! „Hin ist hin, verloren ist verloren“ — denn Sie wissen ja, wie die Verhältnisse liegen, wenn man vom lieben Deutschland aus hier jemanden verklagen will. Sie übrigens brauchen sich wegen Ihres Honorars den Kopf nicht zu zerbrechen. Nehmen Sie's von der Summe, die Sie für mich ausgezahlt bekommen, wenn Sie den Zivilprozeß gegen meinen früheren Chef gewonnen haben — was ja sicher geschieht. Glauben's Sie's — nein? Ich auch nicht. Na, adieu lieber Doktor, lassen Sie sich die Zeit nicht lang werden.
Ihr Stöhr.“

„Ganner“ murmelte der Rechtsanwalt den Brief wütend zerknirschend, „und den Kerl habe ich hier als einen wahren Engel hingestellt.“

„D — — und i bleib' ungerochen!“ seufzte Knecht Rupprecht.

Abkürzungen.
Lieder, Kelten, Wein, Denker, Mohr, Reh, Zeug, Einflang, Wien.

Von jedem der vorstehenden Wörter ist die Hälfte der Buchstaben zu streichen. Die stehen bleibenden müssen im Zusammenhang ein herrliches Mahnwort ergeben.

Auflösung aus voriger Nummer.
R — Ei — Yak — Ebro — Rebus — Boston — Euterpe — Eidechse — Rotterdam. Meyerbeer.

Kirchenkalender.
(Fortsetzung.)

Dienstag, 9. Dezember. Leocadia, Jungfrau und Martyrin.
Mittwoch, 10. Dezember. Judith, Jungfrau.
Donnerstag, 11. Dezember. Damasus, Papst.
Freitag, 12. Dezember. Justinus, Martyrer.
● St. Andreas: Abends 8 $\frac{1}{2}$ Uhr Apologetischer Vortrag.
Samstag, 13. Dezember. Lucia, Jungfrau und Martyrin. Odilia, Jungfrau.